



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Eine Fahrt in den Orient : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

gründlicheren historischen und philosophischen Schulung unsrer Zeit, daß Wielands langatmige Tugendbetrachtungen altgriechischer Hetären nicht dagegen aufkommen können. Überhaupt macht diese ganze — in vergangner Zeit durch die Vorsicht gebotene — Einkleidung philosophischer Betrachtung in pseudo-griechisches Gewand Wielands Verse und Prosa, mit ganz geringen Ausnahmen, heutzutage ungenießbar. Von den fünfzig Bänden, die der philosophirende Dichter hinterlassen hat, haben weit mehr als vierzig nur für den literar-geschichtlichen Forscher Wert oder Reiz. Aber eben weil Wieland so ganz der Geschichte verfallen ist, darf und soll die Geschichte auch gegen ihn gerecht sein.



Eine Fahrt in den Orient.

Von Adam von Festeberg.

(Schluß.)



en nächsten Tag beschlossen wir, den Rest der Mauern zu Fuß zu besichtigen. Noch waren die Herbstregen nicht gefallen, aber sie wurden täglich erwartet, und auch am heutigen Morgen war der Himmel mit schweren Wolken bedeckt. Da die Hamburger Seewarte und der Bossische Klinkerfues ihre meteorologische Herrschaft nicht bis hierher ausdehnen, so waren wir lediglich auf unsre eigne Wetterkunde angewiesen und waren der Meinung, daß auf schwere Wolken stets Regen folgen müsse. Deshalb hatten wir wenig Zutrauen zu unsrer Partie und beschlossen, sie zunächst mit dem Bazar zu beginnen, der mit seinen gedeckten Wölbungen den erforderlichen Schutz bot. Wir gingen ohne Führer, nur im Bazar nahmen wir uns einen, weil die mit achtzehntausend Magazine angefüllten Straßen desselben dem Fremden wie ein riesiges Labyrinth erscheinen. Es war an einem Dienstage, und der Tag also gut gewählt, da an drei Tagen der Woche immer ein Teil der Läden geschlossen ist am Freitag der türkische, am Sonnabend der jüdische und am Sonntag der christliche. Da sahen wir denn in großen Mengen die Schätze der beiden Welten aufgestapelt, alles, was die Kunst von den äußersten Gränzen des Ganges bis Europa in allen Zeiten hervorgebracht hat. Wir bedauerten, daß die Tage der orientalischen Märchen vorüber waren, in denen gütige Feen den Wünschen der Sterblichen entgegen kamen. Wie würden die Augen unsrer Schönen blitzen, wenn sie hier das kostbare Geschmeide, die farbenprächtigen Stoffe, die kunstvollen Stickereien und die bunten Teppiche sehen,

den Duft des kostbaren Rosenöles einatmen könnten. Wer aber würde als Ehemann oder Vater den lauten oder stummen Blicken widerstehen können? Wer nicht das genügende Metall in den Taschen hat, der muß sich, wie der Horazische Seefahrer, mit dreifachem Erze die Brust bewaffnen, wenn er sich in die Wogen des Bazars begiebt, wo außer den lockenden Waaren auch noch die von allen Seiten auf ihn zustürzenden Verkäufer seine Begehrlichkeit schüren. Wir waren froh, als wir den hellen Sonnenschein durch ein Thor blinken sahen, retteten uns vor unsern eignen Wünschen ins Freie und bestiegen sofort einen Wagen, der uns nach der Wasserleitung des Balens brachte. Freilich glaubten wir auch auf diesem Wege uns in stürmischer See zu befinden, denn der Wagen, der offenbar vor einigen Jahrhunderten als Sänfte für die Frauen eines vornehmen Besitzers gedient hatte, wurde auf dem Pflaster hin- und hergeschleudert und hob sich bald nach rechts, bald nach links, sodaß bei längerer Dauer der Eintritt von Erscheinungen, wie sie mit der Seekrankheit verbunden sind, wohl unausbleiblich gewesen wäre. Für diese Marter entschädigte uns der Blick von der Höhe der Wasserleitung, die wir als schwindelfreie Personen zu erklimmen wagten und die uns wieder das mächtige, meerumspülte Stambul in seiner ganzen Ausdehnung zeigte. Nach dem Heruntergehen frühstückten wir in ganz türkischer Weise, wir kauften uns von einem Pastetenbäcker ein warmes, schwer verdauliches Gebäck, von einem Fruchthändler Trauben und von einem Wasserverkäufer Wasser und hielten unser köstliches Mahl auf offener Straße ab. Mein ungarischer Begleiter, der, obwohl Advokat, ein entschiedenes Generalstabstalent hatte, wußte sich mit dem Moltkeschen Plane außerordentlich gut in dem Kreuz und Quer der namenlosen Gassen zurecht zu finden, und so kamen wir an die Edreni Kapu, das Adrianopler Thor, welches wir gestern beiseite gelassen hatten. Von dort begannen wir nach der entgegengesetzten Seite die Fortsetzung der Mauern zu besichtigen, um das Versäumte nachzuholen. Hier liegt der jüngste Teil, der erst in die Stadtbefestigungen hineingezogen wurde, als schon die mohammedanischen und persischen Horden die Sicherheit des fast nur auf die Stadt beschränkten Reiches zu bedrohen angingen. Von der Herrlichkeit des ehemals hier befindlichen Blachernenpalastes ist nichts mehr zu sehen, an seine Stelle sind die elenden Häuser des Judenviertels getreten, aus welchen nur noch die schönen Reste des sogenannten Hebdomonpalastes, das die Phantasie als Haus des Belisar bezeichnet, in mächtigen Umrissen emporragt. Noch sieht man die aus Ziegel- und Marmorsteinen erbaute zweistöckige Halle mit ihren romanischen Rundbögen; das Innere ist nur mit Mühe zu besteigen und bietet ein Bild der Verwüstung. In den Turm, den weiter unten Isaaq Angelos zum Schutze des Blachernenpalastes im zwölften Jahrhundert auführen ließ, konnten wir uns nicht mehr hineinwagen, denn hier drohen von allen Seiten Einstürze; eine Säule hing fast nur noch in der Luft. Bald darauf beginnt mit der Vorstadt Ejub wieder das unverfälschte Türkentum, hier ist

das Grabmal und die Moschee des Fahnenträgers des Propheten, und deshalb gilt der ganze Boden dieses Viertels für heilig. Ein heißersehnter Wunsch des frommen Türken ist es, sich in diesem Viertel begraben zu lassen, und daher besteht es fast nur aus Friedhöfen und bildet gleichsam die Totenstadt Stambuls. Nicht einmal in den Vorhof dieser Moschee ist den Ungläubigen der Zutritt geöffnet, wir mußten uns begnügen, von einem gegenüberliegenden türkischen Café nur den Eingang anzusehen. Und doch ist das Volk an sich harmlos; denn es freute sich, als wir unsere Karten ausbreiteten und die einzelnen Punkte der Stadt bezeichneten. Noch größer aber war die Freude über die große Karte der Türkei, aus welcher die armen Leute den Umfang ihres in Trümmer zerfallenden Vaterlandes sahen.

Die Kirchhöfe ziehen sich an einem großen Hügel hinan, und so mußten wir über eine halbe Stunde zwischen den ungeordneten Gräbern wandern, bis wir die Höhe erreichten, von wo aus der gepriesene Blick über das goldne Horn zu genießen ist. Ihr werdet es schon aus meinen Briefen entnommen haben, daß keine zweite Stadt der Welt so reich an Ausblicken ist wie Konstantinopel, von denen jede dem entzückenden Auge ein neues Bild zeigt. Von dieser Anhöhe sieht man einmal die Stadt als solche vor sich liegen, wie sie sich an den beiden Ufern des goldnen Horns hinzieht, ohne daß Bosporus oder Marmarameer mit ihren häuferreichen Ufern dazwischen kämen. Von hier aus sehen wir in den goldnen Strahlen der Sonne das große Haupt des Islams vor uns, mit dem Galata- und Seraskierturm, als den beiden Wahrzeichen des Christentums und des Mohammedanismus, beide einander wie zum Kampfe gegenüber und bereit, in jeder Minute den Waffenstillstand aufzuheben und in den Krieg zu ziehen. Aber in der unmittelbaren Nähe war es wüst und öde, kein Baum, kein Strauch, kein Halm, sodaß man denkt, auf einem ausgestorbenen Krater zu stehen oder die Lavaschlacken des Vesubs vor sich zu haben. Da wir aber keine Freunde davon sind, einen Weg doppelt zu machen, so beschloßen wir, uns einen Pfad über das goldne Horn zu suchen und von dem jenseitigen Ufer unsern Rückweg anzutreten. Wir stiegen hinab bis nach den süßen Wassern von Europa, zwei kleinen Flüssen, welchen die Aufgabe zufällt, das goldne Horn auch mit trinkbarem Wasser zu versehen. Hier ist eine große Ebene, die im Frühjahr, wenn sie mit frischem Grün bekleidet ist, einen beliebten Vergnügungsort der Türken bildet; heute war aber alles von der Sonne verdorrt, und nur aus einem dunkeln Garten im Hintergrunde zeigte sich ein Palast des Sultans, ganz versteckt und heimlich, das einzige Zeichen, daß hier Menschen hausen. Zwei kleine Brücken über die beiden Flüßchen waren bald überschritten, dann aber mußten wir die öde Anhöhe hinaufklettern und auf beschwerlichen, selbstgefundenen Wegen durch das hügelige Terrain bergauf und bergab steigen. Die Melancholie der Gegend wird hier noch durch den weithin sich streckenden Friedhof der Juden erhöht. Welche Gefühle muß unsre

deutschen Landsleute beschleichen, die aus den blühenden Ländern der Heimat hier in dieser Wüste ihre Zelte aufschlagen! Alles scheint hier ausgestorben, nur hie und da begegnet uns ein tscherkessischer Reiter oder ein einsamer Wasserträger. Endlich zeigten sich wieder Häuser, und als wir sie erreichten, befanden wir uns in dem elenden Rassin Pascha, wo der landesübliche Schmutz noch durch ein sumpfiges Wasser vermehrt wird, dessen Dünste diese Gegend vorzugsweise zu einem Herd ansteckender Krankheiten machen. Aber das Volk erträgt geduldiger das harte Loos, als wir den Weg ertrugen. Wir kürzten ihn durch größere Steigungen ab und kamen endlich nach der langen Wanderung wieder in Pera an.

12. Türkische Verfassung und Verwaltung. — Abschied von Konstantinopel.

Ihr verlangt gewiß nicht, daß ich euch eine Staatsdenkschrift über die öffentlichen Zustände in der Türkei liefere, dazu müßte ich mindestens so viel Monate hier weilen, als ich Tage hier bin, auch meine Reise tief in die Provinzen erstrecken. Ich erzähle euch bloß das Wenige, was ich beobachtet habe, und ihr mögt daraus eure Schlüsse ziehen.

Ein schönes Gebäude in Stambul, unweit der Sophien-Moschee, wurde mir als Parlamentsgebäude bezeichnet, und in der That besitzt das osmanische Reich seit dem 23. Dezember 1876 eine Verfassung, wie sie nach dem allgemeinen Rezept in wenigen Stunden zusammengestellt werden kann, und wonach sich auch die Verfasser allzubald überzeugen, daß ein solches Blatt Papier zwischen dem Heute und Gestern keinen Unterschied macht. In der That ist das Parlament von seinem Erfinder Midhat Pascha nur zu einem politischen Schachzuge gegen die russischen Forderungen vor Beginn des letzten Feldzuges gebraucht worden, seitdem ist es nicht wieder einberufen worden, und die Verfassung gerät in Gefahr, durch Nichtgebrauch ihre Geltungskraft zu verlieren. In der Türkei erscheint eben ein konstitutionelles Kalifat eine eben solche Unmöglichkeit, wie es ein konstitutionelles Papsttum sein würde, denn Theokratie und beschränkte Monarchie sind Gegensätze, für welche es keine Versöhnung giebt. Als Haupt der Gläubigen genießt aber der Sultan den vorzüglichsten Rechtstitel seiner Macht; ihn der Verfassung zu opfern, würde schon einen Eingriff in die religiöse Gestaltung des Staates bilden. Ernstlich kann also ohne Bruch mit dem Koran am Bosphorus von einem verfassungsmäßigen Regiment keine Rede sein. Dieses Religionsbuch hat vielmehr seinen Anhängern eine ganz andre politische Richtung vorgeschrieben, nämlich durch Ausbreitung des Islams die Ungläubigen zu bekämpfen; zum Lohn dafür überläßt er ihnen den Besitz der unterworfenen Völker und diese selbst. Diese einfache Staatskunst haben auch die Osmanen stets geübt; sie waren niemals dazu geeignet, Reiche des Friedens zu gründen, Wohlstand und Kultur zu verbreiten. Im Gegenteil, um zu leben, mußten sie

erobern, verwüsten und knechten. Überall, wo der türkische Fuß hintrat, wurde alles vernichtet und zerstört. Das ging so lange, als sich Völker schwach genug fanden, um von den Türken unterjocht zu werden. Mit dem Augenblick, in welchem der heldenmütige Widerstand Wiens den Kriegs- und Raubzügen der Osmanen ein Ziel setzte, waren diese angewiesen, innerhalb ihrer Grenzen von dem Schweize der Rajahs zu leben, und je mehr sich diese unabhängig machten, je weniger es in dem Kriege zu erbeuten gab, in desto höherem Grade fiel das ganze auf Krieg und Beute gerichtete Staatswesen zusammen. Für einen Raubzug genügen sehr einfache Einrichtungen, die sich gänzlich unzureichend erwiesen, wenn Friede einkehrt und die Aussicht auf Eroberungen ganz und gar abgeschnitten ist. Diese kriegerische Mission, welche der Koran seinem Volke auferlegt, läßt sich aber von seinen übrigen Satzungen nicht trennen, da man bekanntlich mit keiner Religion paktiren kann. Ich will hier von der Macht des Priestertums nicht reden, sondern nur noch auf den einen Umstand aufmerksam machen, daß, wie der Krieg, so auch die Justiz eine religiöse Einrichtung ist, welche ebenfalls jede Reform unmöglich macht, und daß deshalb ein kräftiges Zusammenwirken von Türken und Christen in einem Gerichtshofe ebenso wenig denkbar ist, als Bürgerschaft für die Gerechtigkeit eines moslemitischen Urteils gegen einen Ungläubigen. Auch hier verhindert der Koran die Schaffung des Rechtsstaates, ohne welchen in unserm modernen Leben Sicherheit der Person und des Eigentums nicht erreicht werden kann. Nach denselben Grundsätzen wie die Wehrkraft richtet sich auch die Besteuerung des Volkes; die Steuern haben ihre Natur als Ausschreibungen für den Krieg noch immer behalten. Es kommt gar nicht darauf an, ob ganze Provinzen für die Dauer geschädigt werden, wenn nur für den Augenblick Geld geschafft wird. Steuerfrei ist nur das Eigentum der Moscheen, Bakuf, und diesen werden oft schon bei Lebzeiten unter Vorbehalt des Nießbrauchs Schenkungen gemacht, nur um die schweren Steuern zu ersparen. So hat sich in dem Besitze des Bakufs eine Vermögensmasse angesammelt, die in der toten Hand brach liegt, während der Staat an dem Nötigsten darbt. Die Erziehung und Bildung ist, wie seit Alters, in der Hand der Ulema geblieben, und die außerordentliche Schwierigkeit, die türkischen Schriftzeichen zu brauchen, ist jedem Fortschritt und jeder Verbreitung des Wissens hinderlich. Denn wenn das mechanische Schreiben eine so große Fertigkeit erfordert, daß sie nur durch vieljähriges Studium erreicht werden kann, so muß diese Zeit der übrigen Ausbildung verloren gehen. Die Einführung eines leichtern Alphabets, wie dies einst in der armenischen Sprache geschehen ist, scheitert an der Heiligkeit der bisherigen Einrichtung.

Gegenüber diesen Hauptpunkten sind die ins äußere tretenden Schwächen, wie sie dem Fremden bei einem kurzen Aufenthalt in die Augen springen, kaum von Bedeutung. Die türkische Zeitrechnung beginnt für die Arbeit mit Sonnenaufgang, der mit zwölf Uhr bezeichnet wird, und es wechseln daher fortwährend

die Arbeitsgrenzen mit den Tagesstunden. Da z. B. die Büreaustunden in den Ministerien von fünf bis zehn Uhr (türkisch) liegen, so beginnen und enden sie jeden Tag anders. Unter solchen Umständen ist die Disziplin schwer aufrecht zu erhalten, zumal da öffentliche Uhren in dieser ausgedehnten Stadt zu den größten Seltenheiten gehören. In den Ämtern sitzt der Chef mit seiner ganzen Schar Untergebener in einem Raume, also die Exzellenz mit ihren Räten, Sekretären und Boten zusammen, und alle rauchen und trinken ungenirt. Es herrscht nirgends so wenig sozialer Unterschied wie in der Türkei, und daher mag es auch kommen, daß nicht selten Personen aus dem niedrigsten Stande die höchsten Ehrenstellen erreichen. Akten werden nur in ganz primitiver Weise geführt, d. h. die einzelnen Papierstreifen werden, so weit sie nicht anders verwendet werden, in große Säcke gesteckt; dort mag man suchen, wenn etwas erfordert wird. Eine Ausnahme macht in gewisser Hinsicht das Auswärtige Amt der hohen Pforte; hier haben die verschiedenen türkischen Diplomaten, die im Auslande waren, die Einrichtungen wenigstens äußerlich auf europäischen Fuß gebracht, hier sollen auch Akten und Registraturen vorhanden sein. So erzählt man sich, daß ein Diplomat, der bei seinem Aufenthalt in Europa gesehen hatte, daß die Ministerien Bibliotheken besäßen, ebenfalls die Anschaffung einer solchen befohlen habe. Durch die verschiedenen Kanäle gelangte der Auftrag an einen griechischen Antiquar, und dieser lieferte eine ganze Reihe von hübsch eingebundenen Büchern, deren Hauptteil freilich, wie z. B. Buffons Naturgeschichte, Ariosts rasender Roland u. dergl. m., nur in geringer Beziehung zu der Diplomatie steht. Die Schar der Beamten ist unendlich, die Straßen in Stambul und die Räume der Ämter wimmeln von Beamten aller Art, denn wo eine schrankenlose Despotie herrscht, werden Ämter und Würden ohne Rücksicht auf den Staatshaushalt nach Laune und Willkür verteilt. So las ich heute in einer Zeitung, daß der Oberste der Eunuchen, Berem Aga, mit dem Bau der neuen Kaserne bei Fildis betraut und daß die Pension eines frühern Ministers auf jährlich 36000 Mark erhöht worden ist. Wie es da mit einer Finanzkontrolle beschaffen sein muß, kann man sich leicht vorstellen. Auf der einen Seite wird verschwendet, auf der andern gedarbt; was in die Taschen der Großen fließt, wird den Kleinen entzogen, jahrelang wird Offizieren und Beamten der Sold und Gehalt nicht gezahlt. Diese aber wollen leben, und so entwickelt sich natürlich ein offizielles Bettler- und Spitzbubenvolk von jedem Rang und Stand. Soll ich bei meiner Ankunft meinen Koffer auf offener Straße — denn eine Halle sah ich nicht — durchwühlen lassen und die Gefahr laufen, meine Sachen beschmutzt zu sehen oder gar zu verlieren? Nein, ich zahle dem Zollbeamten vor aller Augen einen Tscherek, etwa eine Mark, und kann ungehindert über die Zolllinie. Der Schmuggel steht in höchster Blüte, und ein Kaufmann, bei dem ich häufiger verkehrte, erklärte mir rundweg, daß für einen Händler, der in loyaler Weise die Waaren beziehe und versteuere, es unmöglich sei, gegenüber denjenigen Kon-

kurrenten zu bestehen, welche sich des Schmuggels bedienen. Dazu kommt, daß die Silbermünzen im Kurs schwanken und täglich ihren Wert verändern. Was durch Kursdifferenzen und Wechselkniffe verloren geht, ist enorm, und auch wir können ein Lied davon singen. Jedesmal wenn man mit türkischem Geld bezahlt und selbst bloß auf die Münze eines Medschidje, d. h. etwa 4,30 Franken, etwas herausverlangt, kann man immer auf einen Verlust von zwanzig bis dreißig Pfennigen rechnen.

Ich habe bei dieser kurzen Skizze weder von den Staatsfinanzen und der schwebenden Schuld, noch von der Ausnahmestellung der christlichen Unterthanen der Pforte und der christlichen Bewohner Konstantinopels gesprochen, die, teils Unterthanen europäischer Staaten, teils Schutzgenossen derselben, weder dem türkischen Reiche noch dem Schutzstaate zollen und steuern, sondern lediglich die Plage der Konsulate bilden. Das würde mich zu weit führen, und die Nacht ist bereits vorgerückt. Ich berühre auch nicht die Polygamie und ihre unheilvollen Folgen in physischer und sittlicher Beziehung, obwohl die erstere viel häufiger ist, als man die Europäer glauben macht. Ich könnte hier nur Bekanntes wiederholen.

Mehr als je stehen jetzt wieder die Reformen im Vordergrund, deren Notwendigkeit nicht mehr abzuleugnen ist. Aber von vornherein wird es klar sein, wo ihre Grenze liegt. Eine Umgestaltung der Türkei zu einem europäischen Staate erscheint mir gänzlich ausgeschlossen. Dennoch können die schreiendsten Mißstände der Verwaltung beseitigt werden, wenn nicht bloß der gute Wille des gegenwärtigen Sultans ausdauert, sondern auch von Thatkraft begleitet ist. Ein neues Beamtentum läßt sich nicht in einem Menschenalter schaffen, aber durch eine strenge Kontrolle der Ausgaben, durch eine scharfe Aufsicht lassen sich wenigstens Unterschleife, Bestechungen und Bedrückungen auf ein niedrigeres Maß herabsetzen, und schon wenn dieses erreicht wird, darf Abdul Hamid auf die Dankbarkeit seiner Nation rechnen. Dabei können vielleicht schon einzelne Grundlagen für die Zukunft gewonnen und Einrichtungen getroffen werden, welche erst von spätern Geschlechtern genossen werden können. Ein neues Leben kann aber erst aus den Ruinen, d. h. aus dem völligen Untergange des Islams, erblühen; dieser hat aber noch nichts von seiner alten Kraft verloren. Statistiker weisen nach, daß die Türken in Europa und Kleinasien an Zahl fortwährend abnehmen; macht dieser Rückgang weitere Fortschritte, dann löst sich die orientalische Frage dereinst von selbst.

Uns aber war die Lösung von dem goldnen Horn viel früher beschieden. Unse Zeit war abgelaufen, die uns in dieser fremden Welt zu weilen bestimmt war. Noch einmal bestiegen wir eine Barke und ließen uns die Ufer von Stambul und Pera-Tophane entlang führen, dann gingen wir in das Bureau der Messagerie nach Stambul und lösten uns für den ägyptischen Dampfer Bilette. Noch einmal sahen wir uns das Gewühl der Brücke und in den Straßen von Pera an; dann wurde von den alten und neuen Freunden Abschied

genommen, und geleitet von unserm Dragoman, der uns durch einige Tschereks von der erneuten Zollvisitation befreite, gelangten wir an Bord der „Mechalla.“ Noch nehmen wir uns nicht die Zeit, unsre neuen Reisegefährten zu mustern, denn eben werden die Anker gelichtet und es gilt, den letzten Blick von Konstantinopel zu erhaschen. Ein günstiger Himmel bereitete uns auch zum letzten male eine glänzende Abschiedsbeleuchtung; bald ragt von Pera nur noch die deutsche Botschaft als das Wahrzeichen unsers mächtigen Reiches empor, dann entschwindet das christliche Ufer gänzlich, während Stambul etwa noch eine Stunde lang vor unsern Augen bleibt, zuerst in seiner vollen Ausdehnung bis zu den sieben Türmen mit seinem Mastenwald von schlanken Minarets, die sich noch einzeln von einander abheben. Noch einmal fällt das Auge auf die Hagia Sofia und die Suleimanije, dann vereinigen sich die Minarets, und endlich bezeichnet ein glänzender Streif am Horizont, daß auch Stambul für uns — gewesen ist.



Skizzen aus unserm heutigen Volksleben.

13. Moderne Samariterinnen.



er Leser mag sich darauf gefaßt machen, in dieser Geschichte fast ausschließlich mit ältern Damen und mit ältern jungen Damen zu verkehren. Hier sind gleich zwei Paar, zunächst die Frau Gräfin und die Frau Rätin, und dann Komtesse Thekla und die Lotte. Wir befinden uns in Heringsdorf auf der Strandpromenade.

Die Frau Gräfin war eine verwitwete Gräfin Schladitz, und zwar aus der reichen Linie. In B. gehörte sie zu einem der vielen christlichen Kreise und war wegen ihrer Wohlthätigkeit allgemein geschätzt und allgemein in Anspruch genommen. Im übrigen lebte sie sehr einfach und kleidete sich mehr als einfach. Was sie hier wieder für ein Kleid anhatte, ist unglaublich; die reine Kutte von einem Stoffe, der an Sackleinwand erinnerte, aber echte schwere Seide war. Sie sah, oberflächlich betrachtet, nach gar nichts aus, bei näherem Zusehen ließen die feinen, etwas leidenden Züge des Gesichtes und ein gewisses müdes Wesen die vornehme Frau erkennen. Nach desto mehr sah die Frau Rätin aus, eine untersekte lebhafte Dame von energischer Haltung und scharfen, wasserblauen Augen. Sowohl, scharfen, wasserblauen Augen! Sie gehörte demselben Kreise an wie die Frau Gräfin und durfte auf dem von ihr bearbeiteten Gebiete der Vereinswohlthätigkeit zu den Großindustriellen gerechnet werden. Komtesse Thekla war die Nichte der Gräfin, auch eine Schladitz, aber aus der armen Linie. Und die Lotte — nun, das war eben die Lotte, der Adjutant der Frau Rätin — nein wirklich, eine sehr tüchtige Kraft. Ihre häuslichen Verhältnisse waren eigentlich nicht derart — ihre Mutter war eine Pastorswitwe, welche Not hatte, mit ihrer knappen Pension